

Bodo Kirchhoff
ANTIQUARIAT RÜGER
ein Besuch, Buchempfehlungen inklusive
(Neufassung!)

Am Ende jedes langen Schreibens, wenn mit dem Roman auch das fiktive Exil endet, führt einer meiner ersten Wege zum Antiquariat Rüger (neben dem guten alten Harmonie-Kino, Frankfurt, Dreieichstraße). Warum? Weil Rüger – stiller Freund seit Jahrzehnten, anfangs hartnäckig bei meinen Lesungen aufgetaucht – wie kein anderer den Finger am Puls der Wertschätzung von Literatur hat. Schon nach Minuten in seinem Laden verfliegt alles Selbsttrunkene aus den Zeiten der Abschottung. Wer in Rügers Labyrinth aus rund vierzigtausend Büchern, viele vom Status des Altpapiers nur zwei Cent entfernt, über seinen neuen Roman befragt wird, der noch im selben Jahr erscheinen soll und im nächsten schon das Lager mit füllen wird, antwortet nüchtern; Autor und Antiquar weit entfernt von ihren früheren Schwärmereien.

Bevor Rüger sein Antiquariat aufmachte, 1999, hatte er sich mit Rezensionen durchgeschlagen und war Nachtportier eines verstaubten Hotels im Frankfurter Bahnhofsviertel, sicher belesenster Nachtportier der Republik, einer, der zur Buchmessezeit so manchen Gestrandeten in der Lobby hatte schlafen lassen, und meine nächtliche Besuche bei ihm waren immer eine tour d'horizont durch die Begebenheiten des Viertels und die Begebenheiten der Literatur. Da ging es um Zuhälterfehden, verkotzte Hotelzimmer, irre Autoren und neue Sonnen am Dichterinnenhimmel; es waren die Sorte Gespräche, die einem jungen Schriftsteller das Gefühl geben, nah an der Zeit zu sein und doch von außen auf sie zu schauen, einer losen Familie von Außenseitern anzugehören.

Als ich vor über vierzig Jahren nach Frankfurt kam, weil ein bestimmter Verlag hier sein Zuhause hatte, hieß Schreiben für mich: Ich mache nichts anderes, weil ich nichts an-

deres kann. Und nicht: Ich mache alles Mögliche, warum nicht auch einen Roman. Zu einem Leben als Schriftsteller fehlte jede Alternative, wie für Rüger zu seinem Leben mit Büchern. Den Verlag von damals gibt es in Frankfurt nicht mehr, nicht einmal mehr das Gebäude, aber das Harmonie-Kino ist geblieben. In dieser Stadt ist man dankbar für jedes Überdauernde; die Hochhäuser sagen einem nur, wie toll die Welt ist, das alte Kino und das Bücherreich daneben sagen einem, wie man diese so tolle Welt betrachten kann.

Es ist tote Januarzeit, auch in Rügers Laden. Erst sieht man ihn gar nicht, dann taucht sein Kopf zwischen Frisch und Fontane auf. Wir begrüßen uns mit Umarmung, Vorsicht, der Rücken, sagt er. Das ist neu; diesmal liegt mein letzter Besuch länger als sonst zurück, also weiß Rüger, dass auch ein längeres Buch entstanden ist, und schnell sind wir beim Ladenpreis für Umfangreiches und dessen Verfall im Netz und bei Amazon – früher waren wir schnell bei Bernhard, Lobo Antunes oder Charles Willeford. Aber das ist ja der Grund für meinen Weg in Rügers Antiquariat: um nach der Zeit in einer selbsterschaffenen Welt gleich wieder auf den neuesten Stand zu kommen, umgeben von den gestapelten Resten einer früherer Schönheit (oder hat nicht jedes neue Buch etwas Schönes in den Hoffnungen, die noch darauf ruhen?).

Nehmen wir an, sagt Rüger, dein Buch kostet bei Erscheinen im Sommer um die achtundzwanzig Euro, dann kann es passieren, dass es noch vor Weihnachten im Netz für ein paar Euro zu haben ist, weil jeder Anbieter versucht, der billigste zu sein. Willst du dich setzen? Rüger bemüht sich um etwas Platz zwischen den Stapeln und Regalen, die Regale gefüllt bis unter die hohe Decke, kaum mit Leiter zu erreichen – ich habe es probiert, um zu sehen, was ganz oben steht wie in einem ungekehrten Verließ: immer wieder Brecht und Schiller, in vielen Haushalten offenbar die Last, die man vordringlich loswerden will. Rüger hält sich den schmerzenden Rücken

vom vielen Schiller und all dem anderen, das er seit Jahren aus Wohnungen schleppt; er muss das tun, ständig Neues ansammeln, um mit einer gewissen Zahl von Büchern für einen Monat der Billigste zu sein. Und dann erzählt er von einem Programm, das automatisch jedes ins Netz gestellte Buch immer um einen Cent billiger macht als das niedrigste Angebot, dem Programm zur Entwertung meiner Arbeit. Und Amazon verdient damit immer noch, weil es mit dem Versand verdient, sagt Rüger. Irgendwo hatte ich davon gelesen, war aber nicht beeindruckt; erst jetzt ein Blähen der Backen. Artikel, die mit dem Internet zu tun haben, lassen mich merkwürdig kalt. Ich selbst bin nur ans Stromnetz angeschlossen.

Rügers kolumbianische Frau Beatrize stößt zu uns. Ihr Rücken schmerzt noch schlimmer als seiner, sie musste als schon Kind schwere Dinge schleppen, nun packt sie die Päckchen, die ihr Mann auf Internetanfragen zusammenstellt, und bringt sie mit der Tochter zur Post. Das Antiquariat lebt zu hundert Prozent vom Internet, im Grunde ist es ein Lager und kein Laden; dennoch gibt es eine Kasse, nach einem Achtstundentag oft nur um einen Burger-Betrag voller als am Morgen.

Zurück zu deinem neuen Roman, sagt Rüger. Ein halbes Jahr nach Erscheinen könnte man ihn bei mir für fünf Euro bekommen, was schon zuviel wäre, verglichen mit anderen Angeboten. Mit einer Signatur sieht es kaum besser aus, aber ich würde dann sturer bleiben, aus Pietät. Und manchmal kommen auch Leute ohne Internet zur Tür herein, die zahlen fast den Ladenpreis für ein signiertes Buch, so etwas kann alle paar Monate passieren. Das ist dann Glück.

Glück? Mit Büchern gibt es zwei Formen von Glück, sage ich. Das Lottoglück eines Bestsellers, und das stille Glück, wenn man sein fertiges Buch erstmals in der Hand hält und schüchtern darin blättert und nichts findet, dass man ändern möchte. Rüger – seine wenigen Haare sind so weiß wie meine, aber er hat etwas ungebrochen Junges in den Augen, et-

was aus seiner Fan-Zeit – legt mir Bücher zum Signieren hin, und wir reden wieder über Ladenpreise: Was darf ein umfangreicher Roman kosten – möglichst gar nichts –, und was sollte er kosten, wenn man die investierte Arbeit berücksichtigt? Ich würde sagen: Neunundvierzig Euro, und der Autor bekäme die Hälfte, dann würden die fünfzehn- bis zwanzigtausend Exemplare, die von echten Leserinnen und den paar Lesern gekauft werden (anstelle von zwei Kinokarten plus Popcorn und Cola) völlig ausreichen, um Autor oder Autorin samt Familie zu ernähren; sie würden uns sogar das Gefühl einer wertvollen Tätigkeit geben, man könnte sich die meisten Stipendien und Literaturpreise schenken. Schreiben ist ja kein Beruf, es ist eine Arbeit, die man für sich macht. Aber nach Jahren von Versuch und Irrtum kann daraus ein Verdienst werden, weil man etwas Lesenswertes geschrieben hat. Alles andere ist dummer Hype. Wer schreibt, tut vor allem etwas für sich, er verändert sich schreibend – ständiger Hinweis bei meinen Seminaren in Italien neben der eigentlichen Textarbeit: Ihr schreibt für euch. Und wer gut schreibt, tut auch etwas für andere, den kleinen Zuhörerkreis um sich oder den etwas größeren, der sich noch für Literatur krummlegt.

Auch der etwas größere Kreis ist ein kleiner Kreis, zwanzigtausend für mein Gefühl, ein gut besuchtes Drittligastadion. (Thomas Bernhard rechnete noch mit dreißigtausend). Aber auch die sterben aus, sagt Rüger, und schon reden wir über seine und meine Tochter und über die Schule, den Lehrplan für den Deutschunterricht, mit dem alles getan wird, um zu dem Aussterben beizutragen. Erst vorigen Sonntag ging ich mit meiner Tochter für eine Hausarbeit die Schlüsselszene 14 in Brechts Galiei durch. Mein Gott, was haben wir uns einen abgebrochen, sage ich, um aus dieser Szene den dialektischen Mehrwert herauszuholen! Frage: Warum muss sich eine ins Leben tastende Neunzehnjährige monatelang

mit Brecht oder Don Carlos befassen? Warum nicht, wenigstens für ein paar Wochen, mit Hubert Fichte oder Unica Zürn (Dunkler Früh-ling, unbedingt lesen!), mit dem frühen Grass (Katz und Maus, einer der beste Texte, um Jugendverirrungen zu ver-stehen, die des Autors eingeschlossen) oder dem großartigen Steve Tesich (Ein letzter Sommer: Der Fänger im Roggen für unsere Zeit), die meisten auch alle tot, falls es darauf ankomen sollte, aber nicht mit ihrem Werken eine so tote Kost, dass eine eigentlich hochmotivierte Schülerin, LK Deutsch, beim Anblick der Bücher nur Kotzgeräusche ausstößt – und, schlimmer noch, sich nicht mehr vorstellen kann, dass es Romane gibt, die ihren jungen Lebensnerv treffen.

Ich erwäge schon, sage ich zu Rüger, meiner Tochter wieder abends etwas vorzulesen, wenn sie, erschöpft von Stochastik, Biochemie und Dialektik im Bett liegt, zum Beispiel Paul Nizons Das Jahr Liebe oder Clarice Lispectors Nahe dem wilden Herzen, das Debüt einer Neunzehnjährigen. Und dann gibt es noch, sage ich nach einer Pause – nicht ganz sicher, ob ich es preisgeben soll – den Freund meiner Tochter, einen wirklich sympathischen jungen Mann (20), der noch nie in seinem Leben einen Roman oder eine Erzählung gelesen hat, weil er, bei aller Intelligenz, einfach nicht versteht, was das nur Ausgedachte soll und wie man dem folgen kann; ihm würde ich gern Melvilles Billy Budd vorlesen oder als Einstieg auch Camus' Fremden, irgendwo muss man ja anfangen, wenn man sich Pro 7 und dem Internet nicht geschlagen geben will. Ich bin überzeugt, der Freund meiner Tochter wäre unter anderen Umständen (mit der Gnade einer früheren Geburt, wer weiß) der ideale Leser – still, nachdenklich, einfühlsam. Und da hauen Bohlen und Heidi Klum rein.

Rüger stimmt mir zu, bleibt aber skeptisch; er erzählt von den Nöten der Leute, die eine Bibliothek geerbt haben: wohin mit dem Zeug? Also rufen sie ihn an, den Entsorger für gehobene Ansprüche, und er kommt in eine schöne

Wohnung, meistens Altbau, fünfter Stock, die Gebildeteren wohnen nie parterre, und sichtet die Dinge, nachdem sich die Erben Goe-the und Thomas Mann oder auch Hesse herausgefischt ha-ben, im Grunde ihre Schullektüre, außer Brecht, den mag kei-ner so richtig. Und wenn sich aus der lebenslangen Samm-lung via Internet nicht mindestens hundert Euro herausholen lassen – der Deal lautet: das Ganze umsonst, wenn das Ganze dafür verschwindet –, bleibt Rüger nichts weiter übrig als die Bibliothek der toten Eltern für Altpapier zu erklären und den Erben die echte Müllabfuhr zu empfehlen.

Eine Frau, Mitte fünfzig, Steppmantel, beige, betritt zögernd den Laden. Ziemlich typisch, flüstert Rüger, und während er sie bedient, suche ich ein paar Dunklejahreszeithilfen für die Meinen und mich aus. Julian Green, Tagebücher. Die Bachmann, komplett. Broch, Der Tod des Vergil. Kaschnitz, Wohin denn ich. Kawabata, Die schlafenden Schönen. Und natürlich Billy Budd für den Lesedebütanten (für den Fall auch zu empfehlen, aber schwer zu bekommen: James F. Caine, Serenade in Mexico). Ein Dutzend Bücher, vom Altpapier-schicksal noch einmal ferngehalten, Bücher, die leisten, was Literatur im Kern ausmacht: Uns in das Andere des anderen zu verwickeln, bis wir begreifen, dass wir auch sein könnten, was uns fremd ist. Und dafür will Rüger am Ende nur fünfzig Euro, sicher ein Freundschaftspreis, aber nicht nur. Und die Frau, frage ich, was hat sie gesucht?

Was die suchte? Band einundertsechs von Konsalik als Taschenbuch für unter einen Euro, alle übrigen Bände hat sie schon. Kommen Sie morgen wieder, sagte ich. Und das heißt: zwei Nachtstunden im Keller, das Durchwühlen von dreißig Bananenkisten mit Taschenbüchern, die ich im Laden nicht ertrage. Aber sie wird ihren Band bekommen, er steht in meinem Verzeichnis, das ist noch geduldiger als Papier! Ein gutes Abschiedswort, und wieder umarmen wir uns, jetzt

vorsichtig von meiner Seite. Rüger fragt noch, wie das neue Buch heißen wird, und ich sage es ihm, und er schließt kurz die Augen; das allein hätte den Besuch gelohnt. (Jan. 2012)